

Spur der Malerin

Zum siebzigsten Geburtstag der großen Bühnenkünstlerin Anna Viebrock

Von Thomas Demand



„Ariane et Barbe-Bleue“,
2007 Opéra national de Paris,
Regie, Bühne und Kostüme:
Anna Viebrock Foto Ruth Walz



Deplatziert

Von Patrick Bahners

Zu den meistzitierten Einträgen im „Wörterbuch des Unmenschlichen“ gehört das „Anliegen“. Das in die ergänzte Auflage von 1957 aufgenommene Stichwort diente Dolf Sternberger als Musterbeispiel einer Eigenart der Kommunikation von Organisationen, für die es in der frühen Nachkriegszeit besonders viele Anlässe gab: die Verlogenheit, die von einem fingierten Schamgefühl erzeugt wird. Niemand gibt noch zu, dass er ein Interesse verfolgt, aber alle Welt hat ein höchstpersönliches Anliegen, von den Hutfabrikanten bis zum Staat. Sternberger rügte „deplatzierte Intimität und unanständige Aufdringlichkeit“. Den rhetorischen Umbau der Verwaltung hat die frühere Bundeshauptstadt Bonn vollendet, die den Bürgern zumutet, ihre Beschwerden als „Anliegen“ vorzubringen, als hätten sie nicht ein Recht auf pünktliche Müllabfuhr. Unter anliegen.bonn.de ist der „Mängelmelder Bonn“ eingerichtet: „Informieren Sie uns über Ihr Anliegen – wir kümmern uns darum!“ Sechzehn Kategorien werden vorgehalten. Die dritthäufigste Mängelanzeige, nach wilden Müllkippen und defekten Laternen, betrifft herrenlose Fahrräder. Aus der Reihe fiel die am 28. Mai unter der laufenden Nummer #A-32970 aufgenommene Meldung: Fünfzehn Fahrräder waren vor dem Frankenbad in der Nordstadt aufgefunden worden, und zwar in „nicht offiziellen Fahrradständern“ über den vergitterten Entlüftungsschächten. Was wären offizielle Fahrradständer? Solche, die vom Eigentümer des Grundstücks, hier: der Stadt, zum Zweck des Abstellens von Fahrrädern aufgestellt werden. Der Vorgang wurde laut Mängelmelder (grüner Haken) inzwischen offiziell „erledigt“, nicht ohne Nachhilfe des Bonner General-Anzeigers. Die Zeitung brachte an den Tag, dass die Ständeranlage tatsächlich des amtlichen Status ermangelt, aber von Amtspersonen montiert worden war: Mitarbeitern des Sport- und Bäderamtes, die später auch die Räder abschlossen und am Donnerstag vergangener Woche wieder entfernten. Tagaus, tagein sind Stadtreinigungskräfte mit der Entsorgung von Schroträdern beschäftigt. Warum taten die städtischen Bediensteten hier das Gegenteil, warum installierten sie einen Haufen Räderschrott vor dem derzeit trockengelegten Hallenbad? Sie erfüllten die Bitte einer Anwohnerin, die mit der wilden Radmüllkippe die Obdachlosen abschrecken wollte, die sich an der Luft aus den Schächten wärmen. Die Anliegerin hatte ihr Anliegen, „das heißt nämlich“ mit Sternberger „eine drückende Last, einen innigen Wunsch“. Die Stadt verlagerte die Last wunschgemäß auf die mobilen Mitbürger, deren Interesse an einem Liegeplatz als aufdringlich empfunden wird, obwohl sie es wortlos wahrnehmen.

In einer Ausstellung verhält sich dies wieder ganz anders, aber Viebrock hat auch in unserer Zusammenarbeit „the boat is leaking, the captain lied“, 2017 in Venedig, ihren konzeptionellen Ansatz erstaunlicherweise „passend machen“ können. Ich hatte enorme Vorbehalte vor Theatermalerei, unsere Gespräche drehten sich anfänglich oft um die künstlich hergestellte Patina eines Theatermalers, die, aus der sicheren Entfernung zur Bühne virtuos, glaubhaft und konventionell als passend erscheinen mag, aber in einer individuellen Begegnung, wie sie in diesem Kontext erforderlich sein würde – man steht unmittelbar davor und betrachtet jegliche Geste als künstlerischen Akt –, meiner Auffassung nach fast dämlich und kontraproduktiv wirken würde. Anna Viebrock löste das Problem (mein Problem), indem sie Kulissen eines bereits abgespielten Stückes („Tessa Blomstedt“) als Material, *objet trouvé*, als Readymade einsetzte. Damit war die Malspur, die ursprünglich Atmosphäre vortäuschen sollte, wieder Spur des Malers, die Abnutzungserscheinungen der Auf- und Abbauten, die die Kulissen eben in den vorangegangenen Jahren erlebten, das war sozusagen die Meta-Patina. Falsches war plötzlich wieder echt – und doch Kulisse. Das war großartig!

Obwohl es das erste Mal war, ist es an sich nicht überraschend, dass Viebrocks Arbeit sich so leicht in eine Ausstellung integriert, schließlich haben sich Institutionen in den letzten Jahren entschieden für theatralische, oder besser: immersive Strategien geöffnet. Bedeutender jedoch ist, dass Viebrocks Nähe zur bildenden Kunst in ihren Arbeiten ein subtiles Echo finden. Sie studierte an der Kunstakademie Düsseldorf zur gleichen Zeit, als Joseph Beuys dort den Kunstbegriff erweiterte. Man sagte mir, dass die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ihre zentrale Inspirationsquelle sei, aber sie kennt sich auch sehr genau in der jüngeren Kunstgeschichte aus, Geste des Scheiterns, raumgreifende Installationen und Land-Art sind ihr geläufig. Gordon Matta-Clark hatte Einfluss auf ihr Denken und die Formen ihrer Entwürfe. Ich würde auch die „Joyous Machines“ von Jean Tinguely dazuzählen und ebenso Hanne Darbovens Verwendung von Zeit, die sie in Formen der variantenreichen Wiederholung in ihren Inszenierungen spiegeln. Sogar eine meiner eigenen Arbeiten habe ich zu meiner großen Freude in „Geschichten aus dem Wienerwald“ wiedererkannt, aber da mag ich mich täuschen. Vor allem aber ist Anna Viebrock selbst eine große Künstlerin, und heute wird sie, man glaubt es kaum, siebzig Jahre alt. Meine herzlichen Glückwünsche!

Thomas Demand gilt mit seinen Nachbauten von „Wirklichkeit“ in Papier und Pappe als einer der bedeutendsten Künstler der Gegenwart.



Mit Buster Keaton und Hanne Darboven im Bunde: die Bühnenbildnerin Anna Viebrock Foto Laif

Anna Viebrock ist eigentlich keine gute Fotografin, das sagt sie zumindest von sich selbst. Ihre Bilder aber sind ganz außerordentlich! Was darauf zu sehen ist, macht Freude, ist ein Versprechen, ein Jammer, melancholisch, absurd, schlicht toll, etwas vergammelt, lustig, vergeblich, liebevoll und voller Aufmerksamkeit für Dinge, die erzählen können. Auf ihren kunstlosen Fotos scheint die Welt, als wäre sie für uns aufgebaut, damit wir die Verhältnisse, die uns prägen, neu bewerten – und schon das ist eine enorme Leistung. Die Einfachheit der Bilder hat durchaus Methode, denn Komposition, Schönheit, Beherrschung der Apparate wäre hier ganz fehl am Platz, sie kämen sozusagen zu früh, denn diese Aufnahmen sind erst der Anfang, die Grundlage ihrer Werke.

Viebrock arbeitet bekanntlich seit den frühen achtziger Jahren beneidenswert produktiv als Bühnenbildnerin. Die Inszenierungen, die sie zusammen mit Jossi Wieler und vor allem mit Christoph Mar-

thaler realisierte, haben Theatergeschichte geschrieben. Sie braucht ihre Bühnenbilder lediglich als Gedankenstütze. Ich stelle mir vor, dass sie daraus Alben zusammenstellt, in denen Orte mit Begriffen verzeichnet werden, die selbst schon wie Bilder sind: die Aula, das Gericht, die Kantine, die Zulassungsbehörde, der Vergnügungspark, das Loft. Diese Sammlungen, wenn es sie gäbe, dienten aber nicht zur Rekonstruktion, sondern für Kombinationen von Teilen der einen Rubrik mit Teilen anderer Rubriken, gerade so, dass unsere Erinnerungen, die diese Räume wecken, nicht verloren gehen, aber die innewohnenden Konnotationen neue, seltsame Verbindungen eingehen können. So entdeckt sie in vertrauten Lebensumständen Bühnen und gibt uns ein Werkzeug an die Hand, mit dem man auch den Rest der – mitteleuropäischen – Welt deuten kann.

Oft geschieht das mit viel Humor und Zuneigung, für Sarkasmus wäre ihr die Zeit zu schade. Nun kann Humor in der Kunst, zumal der großen wie ihrer, zu einer Falle werden, denn der eifrige Bewunderer sucht

dann nur noch nach Pointen. Und die liefert Anna Viebrock durchaus, es ist ja Theater, und sie ist darin ein Superstar. Im Verlauf der Stücke werden die Vorrichtungen, die diese Räume charakterisieren, auch immer ausgereizt, gerne durch Wiederholung bis zum Ermüdungsbruch, mit der absurden Energie eines Warentesters. Aber ihrem Werk wohnt eben auch die philosophische Tiefe eines Buster Keaton inne, der weiß, dass Gerätschaften, mit denen wir uns umgeben haben, uns verändern, Kausalketten auslösen, deren wir Herr werden müssen, da sie uns sonst verschlingen. Es ist dabei sehr wichtig, dass der Zuschauer sich und seine Welt wieder erkennt und damit in Situationen entführt wird, die sich im Verlauf der Vorstellung ins Unwahrscheinliche und schließlich Absurde entwickeln. Und die Mittel, die sie dabei einsetzt, sind keineswegs illusionistisch, ich würde nicht einmal sagen realistisch, sondern sehr konkret und konzeptionell. Die Theatralik wird nie vergessen gemacht, es ist immer eine Aufführung, es wird uns stets vorgespielt.

Vor Kurzem erzählte mein Freund Matthias Politycki in dieser Zeitung von seinem (vorläufigen) Abschied von Deutschland, seiner Flucht aus der linksliberalen Hamburger Blase, die ihm das freie Denken und vor allem das Schreiben verunmögliche (F.A.Z. vom 17. Juli). Seit Nine-Eleven, schreibt er, habe sich der linksliberale Geist, im Namen der Toleranz, immer mehr ins Intolerante verkehrt und durch forciertes Gendering und postkoloniale Ideologisierung sein Arbeitsmaterial, die Sprache, verdorben. „Kann man in der Sprache, wie sie der Zeitgeist fordert, überhaupt noch – aus dem Vollen schöpfend, nach Wahrhaftigkeit strebend – literarische Texte verfertigen?“, fragt er.

Ja, man kann, würde ich meinem Freund antworten – um ihm dennoch recht zu geben. Er wird meinen Widerspruch ohne Zweifel aushalten, denn was unsere langjährige Freundschaft eint, ist die voraussetzungslose Lust am Nachdenken über die deutschsprachige Literatur und die (zeit-)gemäße Art, wie sie auf Tradition und Gesellschaft reagieren soll.

Was uns indessen trennt, ist nicht der Umstand, dass ich ein Autor aus der Schweiz bin und er einer aus Deutschland ist – das sind nicht mehr als postnationale Bagatelien. Unsere Differenz, um das in aller Zurückhaltung zu formulieren, liegt in meiner Herkunft – und damit in einer anderen Perspektive auf die Welt. Er und ich erleben die Welt nicht gleich, und diese reagiert nicht gleich auf uns. Als einer der wenigen „nichtweißen“ Autoren der Schweiz bin ich auf meinen Reisen nie „ins Fremde, Andere“ gegangen und schon gar nicht „hinaus aus dem Eigene“ getreten. Das Fremde und das Eigene sind bei mir so ineinander verknüpft, dass ein Aufdröseln schlicht unmöglich ist. Mein Fremdsein ist ein anderes als seines. Konkret: Ich war nie so viel Schweizer wie im Ausland, auch in Deutschland. Und in der Schweiz immer mal wieder „Ausländer“, wie die obsoleete Bezeichnung heißt. Nochmals konkreter: Ich habe in all den Jahren, als Hoyerswerda und Lichtenhagen die Schlagzeilen bestimmten, keine Einladungen zu Lesungen in die neuen Bundesländer angenommen, um nicht in unangenehme, sprich: feindselige Umstände zu kommen. Ich bin in den Städten, in denen ich gelesen habe, nachts nie allein unterwegs gewesen, es sei denn mit Herzklopfen und einem Kloß im Hals. Ich habe die angesagten Bars von Berlin bis Konstanz nie allein betreten.

Ade, du weiße Selbstverständlichkeit

Warum eine minderheitenbewusste Sprache der Literatur nützt:

Eine Antwort auf Matthias Politycki

Von Martin R. Dean

Und ich habe mich auf Lesungen mit der Neugier des Publikums, woher ich „denn eigentlich“ käme, bis zur Routine herumschlagen müssen. Eine Lesereise als einheimischer Autor ist nicht dieselbe wie die eines „farbigen“ Autors.

Dann brach der Sommer 2020 mit der Wucht eines sozialen Naturereignisses herein. Auch in Europa versammelten sich Hunderte von „People of Color“, um an Solidaritätsdemonstrationen von „Black Lives Matter“ teilzunehmen. Ich war in Basel dabei. Nicht nur dem Schwarzen George Floyd hatte es unter dem Knie eines weißen Polizisten den Atem so verschlagen, dass er starb; auch hierzulande ging vielen farbigen Menschen die Luft aus vor der dauernden Verharmlosung und Leugnung des Rassismus.

Aus der eigenen Haut urteilen

Seit jenem Sommer fühle ich mich ermutigt und geradezu verpflichtet, über meine Erfahrungen zu reden. Nicht, um damit der literarisch-narzisstischen Nabelschau eine neue Variante beizusteuern, sondern weil anders als aus der eigenen Haut sich über gewisse Dinge nicht reden lässt. Wenn weiße und nichtweiße Menschen etwas zusammenbringen kann, dann ist es das (Mit-)Teilen von Erfahrung. Obwohl ich in meinen Büchern immer wieder Themen des Rassismus zur Sprache gebracht habe, ist meine Umgebung erst mit dem Sommer 2020 dafür empfänglich geworden. Auf einmal werde ich von weißen Freundinnen und Freunden nach meinen Erfahrungen befragt, auf einmal wundern auch sie sich, warum es in den Redaktionsstuben der Medien und Feuilletons kaum Menschen mit einer migrantischen Perspektive gibt. Erst jetzt bemerken sie, dass in den Schulen gut ein Drittel der Schülerinnen und Schüler eine Migrationsgeschichte haben, und fragen sich, warum auf deren Erfahrungen weder im Lehrplan noch im täglichen Unterricht eingegangen wird. Auf

den Gemälden eines Géricault oder Edouard Manet sehen sie die Figuren von Schwarzen mit einem neuen, postkolonial geschärften Blick. Sie feiern die Bilder von Kara Walker und reden über die Bücher von Ta-Nehisi Coates anders als früher, mit mehr Empathie, gleichsam, als kämen ihnen die darin erzählten Geschichten näher. Seit dem Sommer 2020 rückt jener Teil der Gesellschaft ins Licht, der bis jetzt mehr schlecht als recht im Schatten gelebt hat. Oder um eine Metapher des afroamerikanischen Autors Ralph Ellison aufzugreifen: Die Unsichtbaren, die unter uns weilen, werden sichtbar.

Dabei wird die Struktur unserer Gesellschaften auf den Prüfstand gestellt. Man sieht, was man schon immer sah, nun mit anderen Augen. In der Schweiz hatten Frauen bis 1972 zu warten, ehe ihnen der Status von vollwertigen Bürgerinnen mit Wahl- und Stimmrecht zuerkannt wurde. 1972! Waren da die Beatles nicht schon Geschichte und der Minijupe bereits passé? Aus der Geschichte der Frauenbewegung hatten wir Männer zu lernen, dass Rechte auch deswegen vorenthalten werden, um eigene Privilegien zu schützen.

Wo so viel aufgerissen, neu gesehen und neu definiert wird, bleiben Irritationen und unbefriedliche Übertreibungen nicht aus. Amanda Gorman's Gedicht, forderten Radikale, sollte nur von einer „Person of Color“ (POC) übersetzt werden! Diese laute, absurde Forderung verstellte, dass bis dato zu wenig Übersetzer und Übersetzerinnen mit Fremdheitserfahrung gefördert worden waren. Kinderbücher wie „Jim Knopf“ oder „Pippi Langstrumpf“, fordern andere, sollten umgeschrieben werden. Cancel Culture und Woke-Geist treiben Blüten. Einer Zeitung entnahm ich den Vorschlag, die Bezeichnungen „Mann“ und „Frau“ durch „gebärfähiger“ und „nicht-gebärfähiger“ Mensch zu ersetzen.

Auch mir fließt bei diesen Stil-Brüchen zu viel Herzblut. Und doch braucht es, im Ganzen gesehen, auch solche sprachlichen

Exaltationen und kulturellen Provokationen. Hatte nicht auch die Französische Revolution, ohne deren Errungenschaften wir nicht leben möchten, ihre Jakobiner und die Guillotine?

Der Bruch war längst fällig

Wie aber kommt der Rest der Gesellschaft, die sogenannte breite Mehrheit, damit zurende? Gibt es da nur Ignoranz und „Durchzug“, wie Politycki schreibt? Aber nein, im „Inneren“ der Gesellschaft ereignet sich viel Spannendes, da werden geräuschlos Stühle verrückt, Positionen revidiert, Schulden entstaubt, neue Brillen anprobieren. Zuweilen tönt das schrill und laut, aber vieles, sehr vieles geht seit dem Sommer 2020 geräuschlos vonstatten. So bin ich froh, wenn der Schweizer am Nebentisch in meiner Gegenwart nicht mehr ostentativ in einen „Mohrenkopf“ beißt und der Wütende am Stammtisch sich mit dem N-Wort nicht mehr ins gemächliche Selbstverständnis setzt. Ich schätze es, wenn einer, der von Afrika redet, die einzelnen Regionen und Länder genauer zu benennen sucht. Oder wenn jemand beim Wort „Rasse“ zögert, um es durch „Ethnie“ zu ersetzen. Wenn also einer nach Wörtern sucht, weil ihm die verletzenden und kolonialistischen Begriffe nicht mehr selbstverständlich über die Lippen gehen. Ich mag es, wenn er einen Augenblick sprachlos ist. In einer Runde mit Weißen bin ich froh, wenn sie von sich aus über Rassismus diskutieren – auch kontrovers. Zufriedenheit ergreift mich, wenn in einem Gespräch über Diskriminierung Ewiggestrigte etwas weniger laut auf ihr Recht pochen, so reden zu dürfen, „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist“.

Ja, es ist ein Bruch in den rassistischen Narrationen spürbar, ein längst fälliger Bruch, der Mut macht. So geht Veränderung aus der Mitte der Gesellschaft, und dass sie nicht messbar ist, heißt nicht, dass sich nichts bewegt. Deswegen möchte ich

Matthias zurufen: Was wir gerade erleben, ist Aufklärung! Mit allen unangenehmen Nebengeräuschen, die eine friedliche Neuorientierung mit sich bringt. Kant, sicher kein Anhänger von Revolutionen, betrachtete Aufklärung als einen langsamen, sich über Generationen hinziehenden Bewusstwerdungsprozess. Demgegenüber ist das Tempo des gegenwärtigen Aufklärungsprozesses buchstäblich atemraubend. Wie aufregend, dabei sein zu dürfen!

Aber Matthias Politycki hat auch recht: Die Zertrümmerung der Sprache, unseres Arbeitsmaterials, wird durch fachspezifische Begriffe und unbeholfene Kürzel wie POC oder ein großgeschriebenes S (bei Schwarz) nicht weniger schmerzhaft. Wer ein Glossar der neuen Begrifflichkeiten aufschlägt, sieht einen Haufen unsinnlicher Wörter, die korrekt, aber keinesfalls schön sind. Als Schriftsteller mit schweizerisch-indisch-karibisch-deutschen Vorfahren kann ich mich zwar Schwarz nennen, doch bleibt diese Selbstbezeichnung gegenüber afrikanischen Menschen eine Zumutung.

Nun ist die Wahrheit der Literatur schon immer eine andere gewesen als die der Wissenschaft oder der politischen Diskurse. Als Homo Politicus akzeptiere ich ein Kürzel wie POC, räume jedoch ein, dass ich als Schriftsteller daraus keine ästhetischen Funken schlagen kann. Zwar brechen die neuen Bezeichnungen ein Selbstverständnis auf, das blindem Rassismus und menschenverachtender Abwertung oft willkommener Steigbügel war, aber sie pflanzten den Raum zwischen den Zeilen, von dem literarische Texte leben, arg zu.

Dieser Widerspruch, dass die Textsorte auch den Gebrauch der Wörter bestimmt, ist nicht aus der Welt zu schaffen. Und auch nicht, dass literarische Sprache einem Sog zur Verknappung und Verdichtung unterliegt, der keine Aufblähung zulässt.

Der Widerspruch wird so lange bestehen bleiben, wie Weißsein – oder eben Mannsein – die eiserne Norm vorgibt, die es aufzuheben gilt. Ob eine Flucht in ein Gestern, und trage es die Bezeichnung „Wien“, dagegen hilft, sei dahingestellt. Die Literatur, da traue und vertraue ich ihr ganz, wird sich rhizomartig dieses Widerspruchs bemächtigen und daraus eine neue Sprache entwickeln, deren Wahrheit auch ihre Schönheit sein wird.

Martin R. Dean ist Schriftsteller und lebt in Basel. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Warum wir zusammen sind“ (Jung und Jung).

Morgen

Natur und Wissenschaft

Hilft der Wirkstoff der „MAGIC Mushrooms“ gegen Depressionen?

Geisteswissenschaft

Frühe deutsche Ansichten des Zionismus

Besonderes Fest für Poeten

Das traditionsreiche Erlanger Poetenfest findet auch in diesem Jahr pandemiebedingt als „Sonderausgabe“ statt. Vom 26. bis zum 29. August stehen kleinere und dezentral durchgeführte Veranstaltungen auf dem Programm, was zur verstärkten Präsenz des Festivals im öffentlichen Raum führen wird. Unter den Gästen der jeweils einstündigen Lesungen an fünf verschiedenen Orten sind Nava Ebrahimi als Bachmann-Preis-Gewinnerin dieses Jahres, Volker Braun, Shida Bazaryar, Jenny Erpenbeck, Ulrich Peltzer, Monika Helfer, Michael Köhlmeier, Mithu Sanyal, Sasha Marianna Salzmann, Antje Rávic Strubel und Sharon Dodua Otoo. An der Übersetzerwerkstatt nehmen unter anderen Monika Rinck, Oswald Egger und Paul-Henri Campbell teil. F.A.Z.